

Zeitschrift:	Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber:	F. Pieth
Band:	- (1944)
Heft:	11
Artikel:	Von Bündner Burgensagen
Autor:	Poeschel, Erwin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-397249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Von Bündner Burgensagen*

Von Erwin Poeschel, Zürich

Die Burgensagen sind verhältnismäßig junge Gebilde, denn sie setzen die Zerstörung der Festen, um die sie wuchern, ja das Vergessen der Ursachen ihres Unterganges offenbar voraus, und daher können auch die ältesten dieser Dichtungen erst am Ende des Mittelalters in dem schon modernden Schutt des feudalen Wesens gewachsen sein. Aber die meisten werden noch viel später, im vollen weißen Tageslicht einer entzauberten, an die unbedingte Suprematie des Erkennbaren und der realen Tatsachen glaubenden Zeit entstanden sein. Und deshalb sind sie für uns als Dokumente einer vom Erkenntnisdrang nicht zersetzen bildnerischen Kraft der Volksphantasie besonders anziehend. Da sie zudem behangen sind mit merkwürdig gewirkten, rätselhaft bestickten Gewandresten aus uralten mythischen Truhen, so erkennen wir aus ihnen immer wieder, wie hinter dem dünnen Hag christlicher Vorstellungen die ausgewiesenen heidnischen Naturgeister lange noch verführerisch singend und mit der Stimme des Windes seufzend

* Abgedruckt mit freundlicher Bewilligung des Verfassers aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 4. und 5. März 1930.

umherstrichen. Ihre ängstlich suchenden Augen hatten auch in den Burgensagen rasch die unbewachte Tür erspäht, durch die sie in das verlorene Heim zurückslüpfen konnten.

Die Sage unterscheidet sich von dem Märchen durch ihre lokale Gebundenheit. Sie hat ihren örtlich genau bestimmten Boden, hier das bizarre zerbrochene Burggemäuer, das schutzlos und ohnmächtig gewordene Sinnbild wilder Kraft. Wie kam es so, wer tat ihm das an? Wenn die Geschichte stumm bleibt, füllt die Erfindung behend die Lücke. Material liegt bereit, wandernde Erzählungen, tief eingewurzelte alte Vorstellungen, und wie man in frühmittelalterlichen Mauern antike Architekturtrümmer, Kapitelle, Architravstücke, ja Torsi von Figuren verbaute, so werden hier nicht nur feststehende Handlungsmotive, sondern auch fertige Gestaltentypen in die Bresche der Überlieferung gefüllt.

Sieht man genauer zu, so gehen alle unsere Bündner Burgen-sagen ihrem nächsten seelischen Antrieb nach auf das gleiche Spannungsverhältnis zurück: auf das in der Erinnerung weiterlebende Gefühl des Bedrückten, des Untergeordneten, des menschlich und sozial Benachteiligten gegen den bevorzugten Stand. Aber was daraus erwuchs, steht unter verschiedenen Vorzeichen: dem negativen der Vergeltung, der Berauschtung an der Vernichtung dessen, der an dieser Zurücksetzung schuld war. Es sind Bildträume eines Klassenressentiments, wie wir heute wohl sagen würden, nachgeholte imaginäre Ausgleichungen einer Benachteiligung in der Wirklichkeit. Der Hauptakteur dieser Sagen ist der harte Vogt, der vom aufgebrachten Volke zertreten wird. Das positive Vorzeichen aber trägt jene Gruppe, in der die Wünsche des Volkes, selbst des Glanzes der Ritterherrlichkeit teilhaftig zu werden, Bild und Gestalt werden. Findet also in jenen von Gewalttat und Rache brandrot erleuchteten Geschichten der Ausgleich der Spannung durch Vernichtung des andern, so hier durch Erhöhung des eigenen Wesens statt. Und diese Wunschträume nun kristallisieren sich vornehmlich zu zwei Symbolen: einem der materiellen Sphäre angehörenden, dem Schatz, und einem höheren Idol, dem sinnverwirrend schönen und blütenhaft zarten Burgfräulein.

Es ist also kein Wunder, daß sich die mit Rebellion und Burgenbruch endenden Sagen besonders an solche Schlösser heften, bei denen nach dem wirklichen Verlauf der Ereignisse eine unheroische Aufgabe und ein langsames Zerbröckeln wahrscheinlich

ist. Denn gerade diesen wenig anschaulichen und über einen langen Zeitraum hinsiechenden Vorgang will die bildhaft denkende Volksphantasie durch ein verdichtetes Ereignis ersetzen. So wird nicht etwa die Bärenburg, die Hauptfeste des Schamser Tales, über deren Zerstörung wir unterrichtet sind, sondern das benachbarte Fardün zum Sitz jenes tyrannischen, die Saaten des Bauern zerstörenden Vogtes, den Johann Caldar zwingt, den Brei auszuhauen, in den er gespuckt. Es ist ein langer Zug glücklicher und verfemter Zwingherren, die so von der Volkserzählung geschaffen wurden: der Herr von Ems, der dem Landmann die Ochsen ausspannt und die Marchsteine versetzt, der von Wackenau, der die Kornfelder verheert, Cuno von Rialt, der wie der Ritter von Fracstein und der bischöfliche Vogt auf Guardaval sich an den dunkeläugigen Mädchen des Tales vergreift, Zechbrüder und Heckenfischer, wie Hans von Bramberg und der Ritter von Bernegg.

Die Gestalt dieses düstern Ritters nun wächst sehr bald über das irdische Maß hinaus und beginnt sich Züge von dem durch das Kreuz vertriebenen Gott zu borgen. Es ist der alte Sturm- und Wettergott, mit dem sich seine Erscheinung vermischt, der entthronte Hauptgott der heidnischen Zeit, der nun in vielerlei Gestalt und unter unzähligen Namen als wilder Jäger, Führer des Nachteide, Schimmelreiter, Höllenreiter, Rodensteiner, Roland, ja unterm Königsmantel des großen Karl oder, christlich umgedeutet, als Teufel durch die Volkssagen geistert. Es ist an den Vögten und Rittern unserer Burgensagen deutlich zu erkennen, daß sie durch den Dunstkreis dieses wilden Windgeistes hindurchgegangen sind. Von ihm haben sie das düster Großartige und Flammende der Erscheinung, die Jagdleidenschaft, die ihnen so tief im Blute sitzt, daß der verfluchte Ritter von Greifenstein jammervoll klagend mit dem glühenden Bogen ewig durch die Schluchten irren muß. Auch erscheinen die kühnsten dieser Herren immer als Reiter und, vom aufgebrachten Volk umstellt, jagen sie wohl mit ihrem aufgepeitschten, schäumenden Gaul über den Burgfelsen hinaus in den Abgrund, wie die letzten Ritter von Lichtenstein, Solavers oder Hoch-Rialt. Hier taucht schon deutlich das Bild des wilden Jägers vor uns auf, der auf dem Sturmroß durch die Lüfte jagt, und noch weiter schreitet die Sage in das Übernatürliche hinein, wenn sie von dem Lichtensteiner berichtet, er sei mit des Teufels Hilfe bei dem waghalsigen Sprung heil geblieben. Der

Wackenauer gar vermag sich in einen Lindwurm zu verwandeln, und als er endlich zugrunde gegangen ist, da zeigt er als Rauchsäule aufsteigendes Unwetter an und enthüllt so sein wahres Wesen eines Sturmgeistes.

Im nordischen Mythus ist es bisweilen eine Elfe, die der göttliche Jäger hetzt und die er mit hartem Griff vor sich auf das Roß wirft. Und ebenso sehen wir Kuno von Hoch-Rialt das geraubte Mädchen über den Sattelknauf werfen, um mit gellendem Frohlocken in den Abgrund zu sprengen. Gerade diese Sagen aber, in denen der um Felsecken heulende Sturm, der dumpfe Chorgesang von brausendem Wald und dunkel orgelndem Wasser, von krachenden Stämmen und donnernden Steinen mitklingt, stimmen so sehr zu der wilden Szenerie der Bündner Burgen, daß sie uns kaum mehr als unfaßliche Begebenisse erscheinen, sondern als handelnde und leidende Landschaft.

Wie also die Volkssage dem Ton, aus dem sie ihre Gestalten knetet, mythische Erde beimengt, so stellt sie auch ihr Schicksal in mythische Luft und nimmt vor allem die Form der Vergeltung aus dem uralten Vorstellungskreis, der sich um den heidnischen Seelenglauben rundete. Danach geht die Seele, die Unrecht litt oder Unrecht tat, nach dem Tod nicht in ein ewiges Reich ein, sondern sie irrt noch einige Menschenalter lang unbehauust umher als Wind, als Wolf oder auch als Wiedergänger. Und der lemurischen Schar dieser Nachtgespenster, aller der hohläugigen, bleichwangigen, seufzenden Revenants von Ermordeten und Mördern, Meineidigen und Kindsmörderinnen, den Ungeborenen, den Baum- und Forstfrevlern fügen die Burgensagen noch den ruhelosen Geist des harten und ungerechten Zwingherrn an. So spukt in Ems der letzte Ritter um die Marchsteine, die er versetzt, im Tobel von Castiel muß der Bernegger die Verirrten mit Fackeln geleiten, da er sie im Leben ins Verderben gelockt, und die Seele Hans von Brambergs, der an einem mißglückten Jagntag nur aus ungestilltem Bludurstt einen armen Mann erstach, ruft in Sturmnächten aus dem Wald. Der von Wackenau faucht nächtens als Drache, und der Herr von Rosenberg, der die Tochter von ihrem Geliebten getrennt und beide zugrunde gerichtet, jagt auf feurigem Roß um die Trümmer der Burg. In Hohenbalken geistert ein wehrhafter Mann in voller Rüstung und streut Gold aus, erpreßtes und erwuchertes Gut, das ihm den ewigen Schlaf raubt.

In aufreizendem Reichtum bis an die Ellenbogend wühlend, pflegt die Sage überhaupt den Ritter recht gern zu sehen, eine Vorstellung, die mit der wirklichen, sehr dürftigen Höhlenexistenz vieler unserer rätischen Herren recht wenig gemein hat. Zum verdichteten Symbol dieses ritterlichen Glanzes nun ist der Schatz geworden. In ihm floß alles zusammen, um was das Volk in der Einbildung noch nachträglich den Ritter beneidete, der Besitz an barem Geld, schönen Waffen, Gewändern, Geweben und Geschirr, er gleicht dem Goldklumpen in einem Schmelzriegel, der in einem faustgroßen Stück den Metallgehalt eines Berges von Geschmeide konzentriert.

Diese Schatzsagen bilden wohl die häufigste Form der Burgenmären, und was man von ihnen aufgezeichnet findet, ist sicher nur ein Teil der Geschichten, die noch lebendig im Volke umgehen. Den sichtbaren Beweis dafür bilden die Gruben und Trichter im Schutt, auch mühsam ins Mauerwerk getriebene Breschen, Spuren von heimlichen Schatzgräbern, die jeder Burgenforscher kennt. Der Schatz, den Sonntagskinder wahrnehmen, arme Hüterjungen, spielende Kinder, oder der unter dem Hufschlag eines Pferdes plötzlich aufglänzt, ist meist in altertümlichem Kessel geborgen, oft jedoch auch in riesigen beschlagenen Truhen verwahrt. Und da er ja versenkt sein muß, um dem unbegnadeten Auge verborgen zu bleiben, so war dem Einsickern von Motiven aus Unterweltmythen ein Spalt geöffnet. Dazu gehört vor allem der glutäugige Hund, der knurrend auf der Kiste liegt, brandrot in Olzate, weiß mit scharlachinem Halsband in Räzüns, ein Genosse des Höllen-hundes ohne Zweifel, aber auch das Schwein, das mit dem säuglingsfarbenen Glücksferkelchen unserer Silvestersinnigkeiten nichts gemein hat. Blutrot, wie es in dunklem Gewölbe hinter einem Gitter von Pedenale gesehen wurde, ist es das Nachtgespenst und Hexentier schreckhafter Märchen. Auf Fracstein taucht dann auch der im Innern der Erde hausende Lindwurm auf, dessen Privileg es seit alters ist, auf funkeln dem Gold zu liegen.

Es gibt einen Volksbrauch, Nußschalen oder Geldstücke im Wurzelwerk von Obstbäumen zu vergraben, um sie zu kräftigerem Wachstum anzuregen. Diese merkwürdige Gleichsetzung einer Frucht mit dem toten Metall kehrt auch in unsrern Schatzsagen wieder, wenn sich – wie auf Ehrenfels und Hohenrätien – Nüsse in Dukaten verwandeln, Früchte also, die im nordischen Mythus

als Fruchtbarkeitssymbole geachtet wurden, in Geld, dem Sesam für tausend ersehnte Genüsse. Es ist offenbar die beiden zugeschriebene zeugende Kraft, die sie in der Vorstellung verbindet und befähigt, die Gestalt zu tauschen.

Nicht immer ist es gemünztes Gold, das den vergrabenen Schatz bildet, mehrere Male, so in den Sagen von Felsberg, Vaz, Niederjuvalt und Oberruchenberg, ist auch ein goldenes Kegelspiel dabei; und dieses häufige Wiederkehren des gleichen Requisites zeigt uns, daß es sich hier sicherlich nicht um eine spontane Erfindung, sondern um ein feststehendes Motiv handelt. Die Frage nach dem Sinn aber hat uns ganz offenbar die Zahlensymbolik zu beantworten. Das Kegelspiel ist hier wohl nichts anderes als die sinnfällig verkörperte Neunzahl, dreimal die heilige Drei also, die auch in der Dreieinigkeit nach vielen Wandlungen Gestalt wurde. Im germanischen wie im griechischen Moirenglauben tief verwurzelt, behielt die Drei durch alle Zeiten ihre magische Kraft, und in unsren Märchen und Volksbräuchen übt in unverhüllter Hindeutung auf die drei Schicksalsgöttinnen die Dreizahl in unzähligen Anwendungen, als drei Schwestern, drei Wünsche, drei Kammern, drei Tiere, drei Ähren, ihre Zauberkraft. Auch in einer unserer Burgsagen, der von Obervaz, erscheint die einfache Dreizahl neben der potenzierten, der Neun: das verwunschene Fräulein, zu dessen Füßen dies neungliedrige Spielzeug liegt, kann durch drei Küsse eines reinen Jünglings aus der Haft erlöst werden, in der sie ein schwarzer Hund gefangen hält. Mit großer Stärke aber tut sich die magische Kraft der gewaltigen Neun in der Sage von Oberruchenberg auf. Das Kegelspiel kommt hier aus dem Reich der Naturgeister, es ist ein Geschenk der Elfenkönigin an die Burgfrau, die ihr bei der Entbindung die leichte Hand geliehen. Es entstammt also jenem freundlichen und gutgesinnten Bereich der kleinen Naturdämonen, der schleierhaften Mond-, Luft- und Nebelgeister, und dient dazu, ihre dienstwillige Hilfe in allen Nöten zu beschwören. Aber es ist gefährlich wie alle Gaben der Dämonen, und in der mißbrauchenden Hand eines wüsten Urenkels jener milden Frau verwandeln sich die Kegel in neun fürchterliche Giganten; es schließt also nicht nur die hilfreichen, sondern auch die zerstörenden Naturkräfte auf, deren kolossale Verkörperung die mythischen Riesen sind. Unter ihren Fäusten stürzt die Burg zusammen und begräbt den Ritter mit seinen Kumpanen, seine

Tochter aber, ein liebliches Widerbild ihrer Ahnin, wird zu den Elfen entrückt.

Aber man darf bei den Märchen- und Sagenmotiven über der Frage nach ihrer Bedeutung nicht ihren rein poetischen Wert vergessen, ihre Aufgabe als Ausdruckselement, als Farbfleck und Schmuckmittel im Gesamtbild der Erzählung. Und da ist nun dieses Kegelspiel aus purem Gold, diese um ein gemeinsames Zentrum in gleichen Abständen in einer Figur von gleichen Seitenlängen und gleichen Diagonalen aufgestellten, kantenlosen, rund gedrehten Gebilde ein zierliches, funkelndes Bild einer blanken kleinen Vollkommenheit.

Das Kegelspiel ist damit das leblose Gegenstück zu der Wunschgestalt des Burgfräuleins, in der die Phantasie des in harter Arbeit vorzeitig alternden, derbhäutigen und wetterharten Volkes sich die ideale Verkörperung eines gepflegten, blumenhaft zwecklosen, die Tage mitträumerischen Liedern, mit Kämmen, Baden, Spielen und Tanzen ohne Last und Schuld vertändelnden Daseins geschaffen hat. In unsren Burgensagen sind diese Jungfrauen zu Hüterinnen der unterirdischen Schätze bestellt, zu denen sie den Schlüssel verwahren; sie tragen helle Gewänder, haben weiße Haut und goldenes Haar, sind meist über alle Maßen schön, und wenn einmal von einer alten Frau erzählt wird, wie in der Sage des Maienfelder Schlosses, so hat sie doch eine betörende Stimme. Auch diese Gestalt wurde in unsren Sagen nicht neu geschaffen, sondern wie eine antike Plastik aus dem Schutt uralter Schichten gehoben; sie ist die verspätete Erscheinungsform einer Naturgöttin, einer Frau Holla oder Berchta der „Glänzenden“, oder wie sonst ihr Name sei. Ihre Herkunft aus dem Frühlingsmythus bezeugt die Sage von Friedau noch ziemlich deutlich: die hier umgehende weißgekleidete Jungfrau muß die Schätze sonnen, die in den unterirdischen Gewölben liegen, und ist erst dann erlöst, wenn sie unbelauscht alle ihre Herrlichkeiten ans Licht gebracht hat. Fast unverhüllt liegt in dieser anmutigen Erzählung das Aufsprießen der winterlich gefangenen Welt aus den dunklen chthonischen Gewölben zu neuem Glanze da. Diese Winterhaft ist der naturhafte Hintergrund auch der Verwünschenheit, von der diese weißen Schlüsselfrauen alle gefesselt sind, die sich in Stummheit äußert oder einem ziellosen Irren und Klagen, und von der sie nur irgend ein Zauber oder ein Schlüsselwort erlösen kann. So sind sie die

zarten Geschwisterblüten all der huldreichen Wesen, die unsere Märchen verklären, der Bergjungfrauen und Alpgöttinnen, die in Kristallpalästen wohnen und die Hirten betören, und jener Fee auch, der ein Ritter von Remüs verfiel. Sie lockte ihn nach ihrer Höhle im Val d'Assa, wo die Frau des Ritters, die ihrem Gatten gefolgt, die beiden in weltvergessendem Schlummer fand. Sie schnitt der schönen Schläferin eine Strähne ihres korngelben Haares ab, um dies Zeichen ihres Mitwissens eines Tages dem ruhelosen Gatten vorzuweisen. Darauf erhielt sie von ihm das Wort, die verführerische Bergfrau künftig zu meiden. Er blieb auch standhaft, obwohl die Verlassene so sehr weinte, daß ihre Tränen durch das Gestein drangen. Seither können wir denken, daß es Tränen einer klagenden Schönen sind, wenn wir im Frühsommer über die Wangen der Berge das Firnwasser rinnen sehen.

Die Verteilung der Zunftgüter von Chur 1802 und 1803

Von Alfred Rufer, Bern

Zu den Einrichtungen der alten Schweiz, die von der Revolution von 1798 und der Helvetik weggefegt wurden, gehörten auch die Zünfte. Die Zünfte waren nicht bloß berufliche Genossenschaften der Gewerbetreibenden in den Städten gewesen, die als solche gewisse Vorrechte gegenüber den Nichtbürgern, den Hintersässen und Fremden, und gegenüber der Landbevölkerung genossen, sondern sie stellten auch politische Körperschaften dar, die, wenigstens in den souveränen Hauptstädten der Kantone Basel, Bern, Freiburg, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich, mehr oder weniger aktiven Anteil am politischen Leben ihrer Republik nehmen konnten. Die Helvetik beseitigte alle wirtschaftlichen Vorrechte, und die Zünfte fielen der Gewerbefreiheit und der Demokratie zum Opfer. Sofort tauchte auch die Frage der Verteilung des Zunfteigentums unter die Zunftgenossen auf; einzelne Zünfte